

Generation Netzwerk

Nicht loslassen, sonst ist die Karriere dahin:
Selten zuvor waren der Aufbau und die
Pflege von Netzwerken so wichtig, wie für
die „Generation Praktikum“.

Kaffee kochen, kopieren, katalogisieren. Ein undankbares Arbeitsumfeld und ein beschämendes Gehalt. Generation Praktikum eben. Bereits im Unterricht wurden und werden Schüler darauf getrimmt, Berufserfahrung zu sammeln und Kontakte zu knüpfen. In diesem Sinne erfasst die Bezeichnung „Generation Praktikum“ nicht die ganze Wahrheit. Wir sind „Generation Netzwerk“.

Freilich ist „Networking“ keine Erfindung des Facebookzeitalters. Neu ist allerdings, dass nun in aller Offenheit darauf hingewiesen wird: Ohne Netzwerk keine Karriere. Politiker und Unternehmer prahlen mit ihren Kontakten, Journalisten pflegen sie, die meisten anderen suchen sie. Eigene Berufsgruppen wie Spin Doktoren und

Lobbyisten verdienen ihr Geld damit.

Aber auch abseits von Karrierewegen bewegen wir uns permanent in Netzwerken: Familie, Freunde und Interessensgemeinschaften geben uns Halt und Bestätigung. Die Netze, die wir im Laufe des Lebens spinnen, haben wir im Rahmen unseres Abschlussprojekts „NEUN10“ nachgezeichnet und kritisch durchleuchtet.

Die Fähigkeit zur Kritik zählt zweifelsohne zu den wichtigsten Eigenschaften von Journalisten. Wir, als Absolventen des Kuratoriums für Journalistenausbildung, haben das mehr als einmal bestätigt bekommen. Und im Übrigen:

In zwölf Wochen „Kolleg“ haben wir unser eigenes Netzwerk geschaffen. Es wird sich lohnen – für unsere Karriere.

PS: Weil die Zukunft der Journalisten von Online-Medien abhängen wird, haben wir crossmedial gedacht und gearbeitet. Der schwarz-weiße QR-Code auf jeder Seite ist der direkte Weg zu unserer Onlinepräsenz (siehe auch letzte Seite). Auf kfj.at/Kolleg2011 finden Sie Videos, Audios, Slideshows und Interviews. Mehr Hintergrundgeschichten – auch das ist die Zukunft des Journalismus.

**Duygu Özkan und
Matthias Christler**

>> Neu im Netz



Bild: SNFRIESACHER, Repro: THALLINGER

Familienverband:
Seit 1848 ist das
Stammhaus im Besitz
der Friesachers.



Vitamin B im Blut

Elisabeth Zankel lernt Leute nicht kennen – sie kennt sie von Geburt an.



Bild: PRIVAT

Elisabeth Zankel (33) war noch nie und ist auch jetzt keine große Netzwerkerin – und doch ist sie mittendrin im Mediennetzwerk. Die Chefredakteurin der Kleinen Zeitung Online wurde als Tochter von Erwin Zankel, dem ehemaligen Chefredakteur der Kleinen Zeitung, in ein bestehendes Netzwerk hinein geboren. Während etwa ihre Trainee-Kollegen im Vorarlberger Medienhaus - dem Anfangspunkt ihrer journalistischen Karriere - beim Treffen mit Verleger Eugen Russ schüchtern „Grüß Gott“ zu ihm sagten, begrüßte Russ die Grazerin locker mit den Worten „Hallo Elisabeth, wie geht’s dem Papa?“ Sie sei sicherlich privilegiert, sagt die studierte Juristin in gepflegtem Grazerisch, das fast wie Hochdeutsch klingt. Der Name Zankel öffnet Türen, die für andere erst einmal verschlossen bleiben. Klar habe sie Startvorteile, doch danach sei es schwieriger, weil so viel von ihr erwartet werde. Manchmal sei es auch ärgerlich, wenn sie als „Tochter von Erwin Zankel“ und nicht mit ihrem Namen vorgestellt werde. „Doch ich brauche mich nicht groß aufregen, ich hätte mich ja nicht in die Firma setzen müssen, in der mein Vater Chefredakteur war“.

Elisabeth Willi

Last und Lorbeeren

Im Familiennetzwerk ist alles möglich. Vom klassischen Stammhalter über den Rennfahrer bis hin zum Puffbetreiber, wie das Beispiel der Salzburger Unternehmerfamilie Friesacher zeigt.

Er wird im Betrieb liebevoll „Padrone“ genannt. Michael Friesacher dreht seine abendliche Runde durch den Gastgarten, schüttelt Hände und plaudert mit den Gästen. Seit 1848 betreibt seine Familie in Salzburg/Anif eine Landwirtschaft mit wachsendem Gastronomiebetrieb. In der sechsten Generation übernahm Michael Friesacher 1989 das Erbe seines Vaters. „Ich bin nie gefragt worden – ich wollte aber auch nie etwas anderes“, sagt er. Als erstgeborener Sohn war klar, dass er die Nachfolge antreten würde.

Mit Familienbetrieben verbindet man lange Tradition, starken Rückhalt und gesicherte Eigentumsverhältnisse. In der Realität ist jedoch nicht alles Gold, was glänzt. Der Übernahmeprozess stellt die größte Herausforderung dar. 79 Prozent der österreichischen Familienbetriebe sollen in den nächsten zehn Jahren übergeben werden – laut

Manuela Mätzner vom Wiener Institut für Familie und Betriebe scheitert dies in den meisten Fällen. Gründe dafür: Der Senior kann und will die Zügel nicht aus der Hand geben, oft weil es keinen willigen oder fähigen Nachfolger gibt. Und wenn es fähige Nachfolger gibt, sind Uneinigigkeiten meist programmiert.

Michael Friesachers jüngerer Bruder Markus hat es nie bereut, dass sein Bruder den väterlichen Betrieb übernommen hat. Er hatte im Gegensatz zu ihm die Möglichkeit, sich in anderen Branchen zu etablieren. Nach seiner Ausbildung zum Berufspiloten gründete er ein Immobilienbüro – dabei profitiert er vom Namen und dem Netzwerk seiner Familie. „Die Familie Friesacher aus Anif kennt man. Der Name ist manchmal ein Vorteil, sehr oft aber auch ein Nachteil“, sagt er. Unter dem damit verbundenen Neid habe er oft gelitten.

Abschreckend wirken auf die Eltern oft der Arbeitsaufwand und die enge Verbindung von Privat- und Geschäftsleben. Unternehmerkinder haben früh das arbeitsreiche Leben der Eltern kennen gelernt. Manche wollen diese Last nicht weitertragen.

Michaels Cousins Walter und Markus Friesacher sind aus dem klassischen Nachfolgemodell ausgebrochen: Markus machte als Rennfahrer Karriere. 2010 sorgte er mit der Eröffnung seiner Diskontankstellen für Schlagzeilen.

Walter gilt seit seinem Einstieg ins Bordellgeschäft als schwarzes Schaf. Sein Vater spricht nicht mehr mit ihm. Michael sagt über ihn: „Er hat die von seiner Familie vorbereiteten Chancen völlig verhaht. Jetzt hat er ein paar Nuten und Koksräusche mehr gehabt. Ob es das wert war, muss er selber wissen.“

Doris Thallinger und Katharina Garzuly

In zwei Familien daheim

In Österreich gibt es immer mehr Patchworkfamilien – wie jene von Maria Schwarzmann.

Es war einer meiner schwierigsten Termine im Leben“, erinnert sich Maria Schwarzmann an das erste Treffen mit Dana und Marten vor 15 Jahren – denn sie sind die Kin-

der ihres Mannes. Obwohl die beiden bei ihrer Mutter in Bayern leben, verbringen sie viel Zeit bei ihrem Vater und damit auch bei ihr. Die 48-Jährige wäscht, kocht, putzt und tröstet sie; mit Dana war sie das erste Mal beim Frauenarzt.

Als vor neun Jahren ihr Sohn Jakob auf die Welt gekommen ist, haben sich Dana und Marten sehr gefreut – auch als vier Jahre später Florian geboren wurde. „Dana ist eine sehr gute Babysitterin“, lobt sie, und „Marten ist für die Kleinen der große Star.“

Ihren Platz im Familiennetzwerk haben die beiden mittlerweile erwachsenen Kinder gefunden. Damit sich niemand benachteiligt fühlt, sind gemeinsame Urlaube und Geschenke mit ähnlichem Wert sehr wichtig.

Jedes der Kinder hat seinen eigenen Freiraum und kann sich zurückziehen. Aber: Wenn sie Freunde mitbringen, sind bis zu zehn Leute im Haus. Dann kochen Mutter und Stieftochter Kaiserschmarren für alle.

Christine Fröschl

INFO

In Österreich leben 85.700 Familien in „Stiefeltern-/Stiefkindbeziehungen“ (Statistik Austria, Stand 2010). Das sind 9,6 Prozent aller „Paar-Familien“. Bei 48.000 der „Patchworker“ sind die aktuellen Eltern verheiratet, rund 37.000 leben in einer Lebensgemeinschaft.

>> Netze spannen

Auf der Suche nach dem politischen Nachwuchs

Über Jugendorganisationen rekrutieren Parteien den zukünftigen politischen Kader.

Auf dem Land, da ist die Partei noch attraktiv. Zumindest wenn man 15 ist. Die Hauptschulzeit ist vorüber, der Sommer ist da und mit ihm die Zeltfeste der JVP. Für die Jugendorganisation der ÖVP ist 15 Jahre das optimale Alter, um Mitglieder anzuwerben. Kostenlose Eintritte, regelmäßig mit Freunden zusammen sein und Feste organisieren: Das reizt die Jungen, auch wenn sie sich selbst als nicht politisch aktiv bezeichnen. Der Einstieg in die JVP ist trotzdem der erste Schritt für eine politische Karriere in der ÖVP. In Oberösterreich bekleiden 390 JVP-Mitglieder einen Gemeinderatsposten. Ganze Kampagnen, die rein auf die Mitgliederwerbung abzielen, organisiert die Junge Volkspartei. So gewinnt die JVP Oberösterreich jährlich 1500 neue Mitglieder.

Die Parteien nutzen das Bildungsnetzwerk, um auf sich aufmerksam zu machen. Ob die Rekrutierung des Nachwuchses über Jugendorganisationen noch wirkt, stellt der Politikberater Peter Plaikner in Frage. „Alle Parteien bemühen sich um den Nachwuchs.“ Doch die FPÖ mit Heinz Christian Strache habe den meisten Erfolg bei den Jungwählern, weil sie auf das persönliche Image setze und nicht auf die strukturelle Ebene der Parteienorganisationen.

Eine Oberstufenschülerin ist gerade zur Schulsprecherin gewählt worden – sofort wird sie gezielt von verschiedenen Schülerorganisationen angesprochen. Parteienwerbung an Schulen ist prinzipiell verboten, über Schülervertretungen passiert sie trotzdem. Die SPÖ-nahe Aktion Kritischer Schüler (AKS) bietet Schülervertretern kostenlose Kurse an. Eingetragene Mitglieder gibt es nicht – jeder der will, kann sich engagieren. Jährlich kommen 1000 neue Aktivisten dazu. Finanziert wird die AKS zu 50 Prozent von der SPÖ und zu 50 Prozent vom Jugendministerium. 148.000 Euro hat die Schülerorganisation jährlich zur Verfügung. Viele Aktivisten wechseln nach der AKS in die Sozialistische Jugend.

„Es herrscht eine wachsende Abneigung gegen fixe Bindungen an Organisationen“, sagt Plaikner. Die Vorfeldorganisationen der Parteien als Kadenschmiede für künftige Politiker sieht er eher als „Verengung“. Jugendliche würden heute zwar vermehrt politisch aktiv werden als früher, aber weniger denn je in parteipolitischer Hinsicht.

Über Freunde kommt eine Studentin zu einer Veranstaltung von GRAS, den Grünen Alternativen Studenten. Beim Wahlkampf für die Österreichische Hochschülerschaft (ÖH) hilft sie am Infostand aus. Völlig offen für alle und ohne aktive Mitgliederwerbung versucht es die Studentenvertretung der Grünen. Im Wahlkampf wird die Salzburger GRAS mit 2000 Euro von der Landespartei

Zwei auf einem grünen Zweig

Maria Clar und Janine Wulz:
Ein Paar für die ÖH.



Es gibt sie nur im Doppelpack. Maria Clar (23) und Janine Wulz (25) verbindet so einiges: Beide haben eine auffällige Frisur, beide kommen aus Kärnten, beide studieren in Wien. Gemeinsam haben sie sich heuer der Österreichischen Hochschülerschaft (ÖH)-Wahl gestellt – als Zwei-Frauen-Spitze der GRAS (Grüne & Alternative StudentInnen).

Für die Politik haben sich beide schon früh interessiert. Wobei Wulz familiär „vorbelastet“ ist, da ihre Mutter in Klagenfurt politisch tätig ist. Der Grund, sich für die GRAS zu engagieren, war aber bei Wulz und Clar derselbe: Nicht zu jammern, sondern sich für die Bildung in Österreich einzusetzen. Das scheint auch zu dem Bild zu passen, das sie gegenseitig von sich zeichnen. „Janine ist selbstbewusst“, sagt Clar. „Maria ist mitreißend“, meint Wulz. Und Schwächen gibt es keine? Schon, Janine sei manchmal ungeduldig, Maria unterschätze sich einstweilen.

Als Sprungbrett in die Bundespolitik sehen Clar und Wulz ihren Einsatz für die GRAS nicht. Eine solche Karriere streben beide nicht an. Dennoch: Es kann nie schaden, viele Leute kennenzulernen. Im Doppelpack sind die Chancen zweimal so groß. **Christiane Canori**

unterstützt. Bundesweit bekommt die Studentenorganisation der Grünen ein Budget von 30.000 Euro, in Wahlkampfjahren etwas mehr. Ob direkt nach der Hauptschule, in der Oberstufe oder auf der Universität: Wenn Parteien ihren Nachwuchs suchen, sammeln sie im Netzwerk gleichzeitig auch Wählerstimmen.

Stefanie Ruep



Politische Organisationen wollen Jugendlichen ihren Stempel aufdrücken.

Bild: THALLINGER,
Montage: HOFBAUER

Gemein und gefährlich

Früher war es harmloser Streit unter Kindern – heute hat Mobbing neue Dimensionen angenommen.

Petra ist neu in ihrer Schule. Die Mädchen in der Klasse tuscheln über sie, die Burschen ärgern sie mit zweideutigen Witzen. Selbst nach Monaten wird Petra Tag für Tag von ihren Kollegen gequält. Von Kollegen wie Mario. Er drangsaliert und quält seine Mitschüler. Bis sich das Blatt wendet: jetzt ist der beliebte Mario selbst das Opfer der Übergriffe.

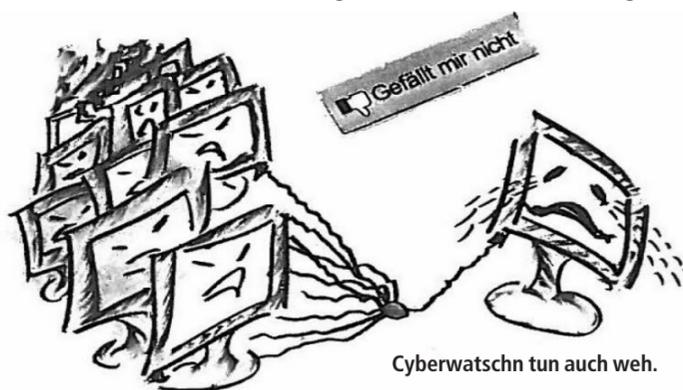
„Mobbing ist, wenn jemand versucht, einen anderen aus einem Netzwerk hinauszudrängen“, sagt Mobbing-Expertin Gabriele Wonnebauer.

Und das ist heute Alltag an Österreichs Schulen. Laut einer Studie der Weltgesundheitsorganisation gehört Österreich im internationalen Vergleich zu den Ländern, in

denen die meisten Fälle festgestellt werden. Das empfinden auch die Jugendlichen selbst: Die Psychologin der Kinder- und Jugendanwaltschaft, Barbara Leibfinger-Prömer, weiß aus ihrer Erfahrung als Jugendberaterin, dass Mobbing das brisanteste Thema ist, das die Jugendlichen selbst am häufigsten ansprechen.

Mit dem Einzug des Internets in jede Wohnung nimmt Mobbing eine neue Dimension an. Cybermobbing ist das Schlagwort. Übers Internet gelangen die Quälereien bis ins Kinderzimmer, die Betroffenen verlieren ihren letzten Rückzugs-Ort, wie das Beispiel von Eva zeigt: Von einem Tag auf den anderen wird sie in der Schule gehänselt. Wo immer

Karikatur: ELLMER



sie hin kommt, tuscheln die anderen. Ihr Facebookprofil liefert die Erklärung: Jemand hat Bilder von ihr ins Netz gestellt, Bilder von denen sie nicht einmal wusste, dass sie existieren. Dazu bereits

über 100 Kommentare. Schock, Scham, Verzweiflung und der Rückzug aus dem sozialen Leben sind die Folge. Jugendliche, die andere im Internet mobben, sind sich selten bewusst, welchen

Schaden sie anrichten. Die Hemmschwelle, jemanden über das Internet zu quälen, ist niedrig – die Folgen weitreichend. Das Medium Internet trifft jedoch keine Schuld, sagt Pädagogin Marion Wirthmiller. Im Umgang mit der breiten Öffentlichkeit würden die Jugendlichen alleine gelassen. Sie ruft die Eltern und Lehrer dazu auf, sich mit den Jugendportalen im Internet auseinander zu setzen, sich diese von ihren Kindern erklären zu lassen.

So lernen sie das virtuelle Leben ihrer Kinder zu verstehen und können sie über die Gefahren im Internet aufklären. Bewusstseinsbildung, die den einen oder anderen Fall von Mobbing verhindern kann. **Doris Thallinger**

>> Netze nutzen

Social Rap

Rapper Money Boy hat sich im Web 2.0 einen Namen, ein Publikum, einen Markt geschaffen – ohne Talent.

Autos, Frauen und viel Bling Bling – davon träumt Sebastian Meisinger. Mit seinem Alter Ego „Money Boy“ erweckt er diesen Traum für knapp vier Minuten zum Leben. „Dreh den Swag auf“ heißt das Rap-Video, in dem er mit seinem Gucci-Kopftuch über einen Ferrari wischt, der noch im Autohaus parkt. Er trägt funkelnde Ringe an beiden Ohren, posiert mit unechter Rolex und beschwört mit schiefen Tönen seinen „Swag“ – so nennt er seinen Lifestyle. Nur die Frauen fehlen im Video. Trotzdem hat es für zehn Millionen Klicks auf Youtube gereicht. Auch wenn laut Statistik zwei Dritteln das Video nicht gefällt, hat Sebastian Meisinger heute einen Plattenvertrag bei Sony. Für seine Videos kann er nun Frauen engagieren, von denen er zuvor

studiert und sein Geld in Journalismus und PR verdient. Seine Diplomarbeit schrieb er über Gangsterrap in Deutschland. Er weiß also, wie die Kulturindustrie funktioniert.

Der Verdacht liegt nahe, dass Meisingers überzogene Darstellung von Money Boy ein intelligent designtes Kunstprodukt ist, das die Logik der Neuen Medien hinter Licht führen will. Er findet die These jedoch nur langweilig und bestreitet auch, eine Parodie sein zu wollen. „Money Boy ist zu 100 Prozent authentisch“, sagt er. Er will einfach nur „ein guter Rapper und Entertainer“ sein – was ihm seiner Meinung nach auch gelingt.

Wie die meisten Plattenlabels kämpft auch Sony Austria mit sinkenden Umsätzen aus dem Tonträgerverkauf und sucht nach neuen Einnahme-



>> Money Boy ist zu 100 Prozent authentisch.

Money Boy über Money Boy

nicht zu träumen gewagt hätte. Mit „Dreh den Swag auf“ hat Money Boy im vergangenen Herbst deutschsprachige Onlinecommunities, Medien und Musikindustrie gleichermaßen verduzt. Es ist ihm gelungen, am knappsten Gut der Medienwelt reich zu werden: Aufmerksamkeit.

Meisinger nutzt das Social Web als Bühne und hat sein Alias ohne großen Kostenaufwand in Szene gesetzt. Er verkörpert eine Generation, die Produktionsmittel selbst in die Hand nimmt und sich in sozialen Netzwerken zu Hause fühlt. Er hat sich in einschlägige Foren geschleust, seine amateurhaften Videos auf Pinnwänden in Facebook markiert und twittet jeden Tag mit seinen hauptsächlich jungen, männlichen Fans. Sein wichtigstes Netzwerk ist aber Youtube, mit dem er den Hype um seine Videos in Medien wie MTV und „Bild“-Zeitung pushte.

Der 29-Jährige hat in Wien Kommunikationswissenschaft

quellen. Das Engagement von Money Boy zeigt, wenn die Reichweite stimmt, kann beim musikalischen Können schon mal ein Ohr zugezückt werden. Die Musikindustrie interessiert es nicht, ob die Klicks einen positiven Eindruck hinterlassen haben, ob das Video den Sehern gefällt oder nicht. Interessant ist nur, welche Zielgruppe hat es gesehen und wie groß ist diese. Das Experiment soll sich wohl durch Werbeerlöse, Merchandising und iPhone-Apps rechnen.

Auch der Getränkehersteller Rauch hat Money Boys Kapital erkannt und bewirbt mit ihm auf Facebook seinen neuen Eistee. Rauch spricht von einer „gewagten Kooperation“, mit der aber eine junge, männliche Zielgruppe erreicht werden kann. Singen durfte er bislang noch nicht.

Money Boy ist jedenfalls glücklich. Jetzt darf er endlich seinen Tonträger produzieren. Von seinem ersten Vorschuss hat er sich Schmuck gekauft.

Florian Wörgötter



In seinen Texten spielt der Wiener Rapper Money Boy gern den harten Gangster. Die Videos würde er aber ohne weiteres seinen Kindern vorspielen.



Eine Stadt unter Spannung

Der Himmel über dem Stadtplatz von Grieskirchen ist ein löchriges Kunstwerk. Von Hausdach zu Hausdach spannt sich ein 138

Meter langes Netz. Knoten für Knoten ist alles Handarbeit. Die 57-jährige Künstlerin Maria Tremil aus Altmünster hat die Netz-

landschaft auf einer Wiese unweit ihres Hauses geknüpft. Ihre Familie, Nachbarn und zufällig Vorbeikommende haben mit-

geholfen. Nach dem Sommer 2010 zierte das Netz heuer bereits zum zweiten Mal den Stadtplatz. Eva Niedermüller

Fliehen, Bestechen, Zusammenhelfen
Online in die EU

Im Computerspiel „Frontiers“ kann die Flucht nach Europa nachgespielt werden.

Weiter kommt man nur, wenn man die richtigen Leute findet.

Die Beine sind schwer, aber er muss weiterlaufen. Der Grenzfluss ist bereits in Sichtweite. Plötzlich fällt ein Schuss. Hundegebell, das immer lauter wird. Eine Situation, die tausende Flüchtlinge kennen. Im Computerspiel „Frontiers“ können die Erfahrungen eines Flüchtlings nachgespielt werden.

Die Entwickler des Spiels, die Salzburger Künstlergruppe „Gold Extra“, sind gängigen Flüchtlingsrouten nach Europa gefolgt. Ihre Rechercheergebnisse haben sie in Form eines Multiplayer-Spiels zusammengestellt. Aktuell entwickeln die Programmierer zwei neue Levels – am größten Containerhafen Europas in Rotterdam und entlang der spanischen Küste.

Spielen kann man „Frontiers“ aus der Sicht eines Flüchtlings oder eines Polizisten. Der Flüchtling versucht mit allen Mitteln über die Grenze zu kommen, wird er gefasst, versucht er den Polizisten zu bestechen. Polizisten sind zwar mit Waffen ausgestattet; im Gegensatz zu herkömmlichen Schießspielen verliert der Spieler Punkte, wenn er auf Menschen schießt. „Es ist kein Spiel, bei dem man nur der Gute oder Böse sein kann. Wir wollen zeigen, dass diese Situationen dauernd in der Realität an den Grenzen passieren“, erklärt Karl Zechenter von „Gold Extra“.

Ziel ist es, jugendliche Spieler für das Thema zu sensibilisieren. „Frontiers“ folgt damit einem

wachsenden Trend der Computerindustrie. Die sogenannten „Serious Games“ thematisieren sozialen Wandel in Spielform. „Wir müssen uns damit anfreunden, dass in Zukunft immer mehr Inhalte in Form von Spielen transportiert werden“, sagt der Psychiater Hubert Poppe.

Auf den ersten Blick wirkt die Auseinandersetzung eines gesellschaftlich heiklen Themas in Form eines Spiels fragwürdig. Karl Zechenter entgegnet: „Sobald die Leute verstanden haben, dass über das Medium ihre Geschichte erzählt wird, sind sie meistens einverstanden. Sie selbst können oft darüber nicht sprechen.“

Katharina Garzuly und Verena Oberauer

Die Renaissance der Aufdecker

Die Zukunft gehört dem Journalismus, der in die Tiefe geht.

Es ist wie mit den Leggings: alles kommt wieder in Mode. In Österreich erlebt der investigative Journalismus gerade seine Wiedergeburt. Die letzte große Aufdecker-Ära waren die 1980er Jahre. Alfred Worm hat 1980 den AKH-Skandal ins Rollen gebracht, Gerald Freihofner von der „Wochenpresse“ 1987 den Fall Lucona aufgedeckt.

Heute konzentrieren sich Blogger, Tages- und Wochenzeitungen wieder verstärkt auf die ureigentliche Aufgabe des Journalismus: Als vierte Macht im Staat die Demokratie zu kontrollieren. Hätten Florian Klenk, Markus Wilhelm und Rainer Fleckl nur an der Oberfläche gekratzt, wäre Karl-Heinz Grassers Weste noch sauberer, die Tiroler Wasserkraft noch ein Vorzeigunternehmen und Österreich immer noch „ein zu kleines Land um gutes Doping zu machen“, wie ÖSV-Präsident Peter Schröcksnadel behauptet hat.

Um Netzwerke kritisch durchleuchten zu können, brauchen auch Journalisten selbst ein starkes Netzwerk aus Informanten. „Das ergibt sich aus der Arbeit. Man lernt Leute kennen, sammelt Visitenkarten und bastelt sich daraus seine Experten-Karte“, sagt Florian Klenk vom „Falster“. Für Rainer Fleckl vom „Kurier“ gehört vor allem Einsatz dazu. „Es ist nicht so schwer, wie es aussieht, zu guten Kontakten zu kommen. Aber man muss viel Zeit investieren – auch auf Kosten des Privatlebens.“

Dann gilt es das Netzwerk zu hüten wie seinen Augapfel. Der Schutz der Quellen hat für Blogger Markus Wilhelm (diewag.org) höchste Priorität. „Die Leute müssen Vertrauen haben. Der Ruf ist das wichtigste.“ Ist dieser einmal ruiniert, versiegt der Informationsfluss. Da dürfe man sich auch

von Klagen nicht einschüchtern lassen. Wilhelm legt falsche Fährten, um die Spuren zu verwischen, Klenk hält sogar den Schutz der Informanten geheim. Fleckl schmunzelt, wenn versucht wird, ihm seine Quellen herauszulocken. „Der Schutz der Informanten ist oft wichtiger als die Geschichte selbst.“

Wenn der Herausgeber nicht will, nützt das aber nichts. Zeitliche und inhaltliche Freiheit sind der Nährboden auf dem Hintergrundgeschichten gedeihen. Vor allem die Zeit spielt eine große Rolle. Rund um den Doping-Skandal hat Fleckl mit seinem Kollegen Erich Vogl eineinhalb Jahre recherchiert. Zehn Monate lang haben die beiden regelmäßig Informanten getroffen, ehe die Geschichte reif war. Da braucht es schon ein klares Bekenntnis des Mediums zum investigativen Journalismus.

Den Tageszeitungen wird langsam bewusst, dass diese Richtung in die Zukunft weist und ihre Existenz sichert. So gibt es seit Dezember 2010 im „Kurier“ das Ressort „Investigative Recherche“. Durch Geschichten, die in die Tiefe gehen, ragt das Medium aus dem Einheitsbrei heraus. „Wenn sich der Getreidepreis erhöht, muss man dem Leser erklären, wann und wie sich das auf den Semmelpreis auswirkt“, erklärt Fleckl.

Aber wie weit dürfen Journalisten gehen? Mit versteckter Kamera Politiker in die Falle locken, wie das Reporter der englischen „Sunday Times“ bei Ernst Strasser getan haben? „Das kommt auf die Geschichte an“, sagt Fleckl. Das Privatleben soll privat bleiben – wenn einflussreiche Menschen ihre Position missbrauchen, um sich zu bereichern, heiligt der Zweck die Mittel.

Günter Baumgartner und Klaus Molitor

Kini wird's schon richten

Heinz Kinigadner ist das Netzwerk in Person – er selbst bestreitet das.



Ein Flugzeugabsturz, der fehlt Heinz Kinigadner in seiner Sammlung noch. „Ich bin mir fast sicher, dass ich einen überleben würde“, sagt der Tiroler mit den typischen Reibelauten in der Stimme und seinem breiten Grinsen. Das klingt schon mehr als ein nur bisschen verrückt, passt aber zu dem 51-Jährigen, zweifachen Motocross-Weltmeister.

Das Abenteuer und die Herausforderung haben immer schon laut nach ihm gerufen und „Kini“ ist gefolgt. Mit dem Motorrad in die Wüsten dieser Welt, mit dem Rechenschieber in die Bäckerei des Vaters in Uderns im Zillertal, mit insgesamt 50 Knochenbrüchen und einmal mit Hodenkrebs ins Krankenhaus. Immer wieder ist er zurückgekehrt; um mindestens eine Erfahrung und viele Kontakte reicher. Daraus hat er sich ein weltweites Netzwerk gesponnen. Stefan Pierer hat er dazu bewegt, die traditionsreiche Motorradmarke KTM zu retten. Mit Didi Mateschitz hat er die „Wings-for-Life“-Stiftung gegründet, die Querschnitt-Gelähmte heilen will. Niki Lauda hat er über den spanischen Außenminister einen Liegeplatz für dessen Boot auf Ibiza verschafft. „Ich bin kein Netzwerker, das sind alle Freunde“, sagt Kinigadner – ob ihm die aber bei einem Flugzeugabsturz helfen könnten?

Klaus Molitor

Muslimbrüder in Europa – ein Phantom

Gefährlich und mächtig – Kritiker warnen vor den Muslimbrüdern. Zu Recht?

Kamel Mahmoud seufzt auf. Er sitzt auf seinem Sofa und denkt an anstrengende zehn Jahre als Vorsitzender der islamischen Religionsgemeinde Graz zurück. Der gebürtige Ägypter und Vater von fünf Kindern musste die heterogene, teils zerstrittene Gemeinschaft steirischer Muslime betreuen – und dabei auch Kritik einstecken. Einzelne Muslime behaupteten, er arbeite für die Muslimbrüder, gebe das aber nicht offen zu. Kritiker sehen in dieser Bewegung einen Geheimbund, der seine islamistischen Ziele verberge und die Gesellschaft unterwändere.

Doch Mahmoud verleugnet seine Nähe zu den Muslimbrüdern nicht. Seit seiner Studienzeit in Ägypten Anfang der 70er Jahre fühle er sich der Bewegung verbunden. „In meinem Studentenheim lebten Personen aller politischer Lager“, erinnert sich der Endvierziger, „ich hatte am meisten Sympathie für die Muslimbrüder, weil sie dem „Weg der Mitte“ folgten. Ich war aber nie Mitglied.“ Viele Sympathisanten der Mus-

limbrüder haben seit den 50er Jahren ihre arabischen Herkunftsländer verlassen: wegen des Studiums, wegen der Arbeit, aus politischen Gründen. In Europa haben sie Moscheen und Islam-Verbände gegründet. Heute bestreiten alle, dass diese Einrichtungen zur Organisation der Muslimbrüder gehören. Völlig losgelöst von der Bewegung sind sie aber nicht.

Der von Mahmoud mitbegründete Grazer Moscheeverein „Liga Kultur“ etwa gehört zur Föderation Islamischer Organisationen in Europa (FIOE), einem Dachverband mit Mitgliedsorganisationen in 27 europäischen Staaten. Die Muslimbrüder erklären selber auf ihrer offiziellen englischsprachigen Homepage, die FIOE repräsentiere ihr „moderates Gedankengut“.

Ein zweiter Liga-Kultur-Verein wurde 1999 in der Greiseneckergasse in Wien-Brigittenau gegründet. Ermöglicht wurde der Ankauf

der Räumlichkeiten durch eine Spende des Staates Kuwait, berichtet der Austro-Syrer Aiman Morad, ein ehemaliges Vorstandsmitglied. Beide Vereine verstehen sich als religiös-soziale Einrichtungen, die Jugendlager, Vortragsabende, Koran-, Islam- und Arabischkurse anbieten. Manchmal organisieren sie Demonstrationen, etwa um ihre Solidarität mit den Palästinensern oder den Protestierenden in Ägypten und Syrien zu bekunden.

Damit ähneln die Liga-Kulturvereine stark den Muslimbrüdern. Der junge Arabischlehrer Hassan al-Banna gründete 1928 die Bewegung. Sie kümmerte sich um islamische Bildung und bekämpfte ab den 30er Jahren den Zionismus. Anders als in Ägypten gibt es heute in Österreich freilich keine Partei der Muslimbrüder. Eine solche sei auch nicht geplant, erklärt Morad. Im Gegensatz zu Europa sei in den islamischen Ländern eine beschränkte Zahl aktiver Mitglieder

der Muslimbrüder organisiert. In der zweiten Reihe stünden jene, die an das Gedankengut der Muslimbrüder glauben. „Zu denen gehöre ich“, betont Morad. „Wären wir mit den Muslimbrüdern auch organisatorisch verbunden, hätten wir gegenüber der Führung in Kairo eine Weisungspflicht.“ „Die Bruderschaft operiert heute zweigleisig“, schreibt der US-Journalist Ian Johnson in seinem Buch „Die vierte Moschee“ über die Muslimbrüder in Europa. „Zum einen definiert sie sich als eine politische Partei Ägyptens. Zum anderen – und dies ist für den Westen des 21. Jahrhunderts relevanter – handelt es sich um ein ideologisches Universum“. In Europa polarisieren die Muslimbrüder nicht nur im Hinblick auf die Frage, inwieweit ihre Bewegung hier organisiert ist, sondern auch, wie friedlich dieses „Universum“ eigentlich ist.

Stefan Beig

ANALYSE

Viele arabischsprachige Moscheen bekennen sich zum Gedankengut der Muslimbrüder. Einige kritisieren, dass sie beim Islam-Dialog Ansprechpartner sind. Der Grund: Die Hamas, der palästinensische Zweig der Muslimbrüder, wird in Europa als Terrororganisation eingestuft. Doch viele Araber sehen in der Hamas nur eine Widerstandsbewegung.

Auch Ägyptens ehemaliger Staatspräsident Hosni Mubarak hat vor den Muslimbrüdern gewarnt. So hat er sich im Westen als Garant gegen ein Emporkommen der Bewegung verkauft. Der „arabische Frühling“ birgt Hoffnung. In freien Staaten fallen die Masken, die Spreu trennt sich vom Weizen. Das könnte eine realistischere Einschätzung der Muslimbrüder und ihrer Anhänger begünstigen.

>> Let's Netz

Das F-Experiment



BIG: THALLINGER

Fahrradfahrer bahnen sich mühevoll einen Weg durch das bunte Fadennetz.



Warum Facebook, ein bunter Flashmob und fünf Minuten ausreichen, um die heile Welt zu verwirren.

„Ihr spinnt's ja!“, ruft ein älterer Herr in kariertem Hemd, schüttelt den Kopf und taucht schildkrötenartig unter den Wollfäden ab. Er ist nicht der Einzige, den die scheinbar spontane Aktion von knapp 40 Leuten am Salzburger Makartsteg – der vielgenutzten Brücke über die Salzach – verstört. Ein Pfiff – und die kleine Menge wirft sich grüne, gelbe und rote Wollknäuel zu. Innerhalb einer Minute ist das Fadennetz so dicht, dass es auf der Brücke zu Behinderungen und Staus kommt. Sager wie „Seid's deppat?“, „Mei is' des lustig“ oder „Is' eh a gute Idee, aber nicht wenn man's eilig hat“ inklusive.

Die „spontane“ Aktion hat eigentlich mit einer Idee vor fünf Tagen und reichlich Zweifel an Facebook begonnen. Genügt für einen Flashmob das Gründen einer virtuellen Gruppe, das Platzieren einer Veranstaltung und das Verschicken einer elektronischen Einladung an 150 Facebook-Freunde, um ein reales Netz im öffentlichen Raum zu spannen? Es klappt – ansatzweise. Die Glaubwürdigkeit der Zusagen ist relativ: ein „Komme sicher“ heißt soviel wie „vielleicht“ und „Teilnahme unsicher“ heißt in Wirklichkeit „Nein, doch lieber nicht“. Insgesamt haben 38 Menschen fix zugesagt, 69 schwanken noch.

Die Wankelmütigen sind tatsächlich fern geblieben, das System Flashmob hat trotzdem funktioniert.

Die wörtliche Übersetzung von Flashmob bedeutet „Blitzpöbel“; es beginnt meist mit einem Aufruf über das Internet und mit wenig bis gar keinen Informationen über den Ablauf – nur Zeitpunkt und Ort werden vereinbart. Über soziale Online-Netzwerke, SMS oder E-Mail werden die Informationen verbreitet, genaue Instruktionen gibt es erst vor Ort. Die blitzartige Entstehung des Mobs, das einheitliche Handeln der Akteure und das ebenso schnelle Auflösen des Treffens sind typische Merkmale eines Flashmobs.

Ein weiterer Pfiff und der Menschaufmarsch löst sich nach fünf Minuten genauso schnell wieder auf, wie er entstanden ist. Der knallfarbene, 20 Meter lange Farbwurm aus Wolle bleibt noch einige Minuten liegen, bis auch der weggeräumt wird. Und mit ihm verschwinden die letzten fragenden Gesichter. Die Touristengruppen wälzen sich wieder über die Brücke und das Schiff „Amadeus Salzburg“ dreht sich zu Johann Strauß' Donauwalzer im Kreis, bevor es direkt neben dem Markatsteg anlegt. Alles wieder beim Alten. Nur ein hartnäckiger Herr, der sich den Flashmob angesehen hat, lehnt noch immer über seinem Fahrrad und sucht das Gespräch mit den Beteiligten. „Ich versteh das nicht“, sagt er, „das ist doch nur sinnvoll wenn die Medien aufspringen.“

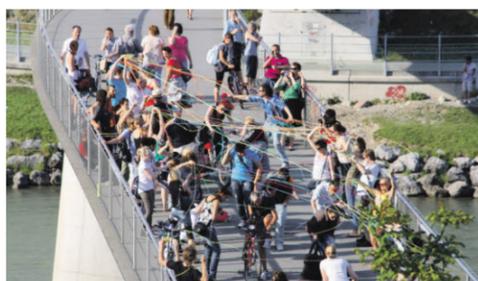
Hans Peter Ellmer



BIG: WORGÖTTER



BIG: THALLINGER



BIG: WORGÖTTER

Ein Flashmob von knapp 40 Leuten blockiert für fünf Minuten den Salzburger Makartsteg.

Aufdecker von Beziehungen

Harald Katzmaier analysiert Netzwerke.

Als Kind zeichnete Harald Katzmaier leidenschaftlich Karten – Beziehungslandschaften, wie er sie nennt – und hegte eine Faszination für die größeren Zusammenhänge. Heute zählt er zu den weltweit führenden Experten in der Analyse von Macht- und Beziehungsnetzwerken. Der 42-Jährige studierte Soziologie und Philosophie an der Universität Wien. Seit seinem Abschluss lehrt er an verschiedenen Universitäten. 1997 gründete er das internationale Analyse- und Beratungszentrum „FAS-Research“. In seiner Freizeit beschäftigt sich der Aufdecker von unsichtbaren Netzwerken mit Vogelkunde. Sein eigenes Netzwerk beschreibt er als „sehr divers“, mit einem „kleinen aber tollen Kernnetzwerk“ von drei oder vier Personen und seinem Hund Fedor.

Stefanie Ruep



BIG: FAS-RESEARCH

Ritter Syrah vom Haushamerfeld betritt einen prunkvollen Saal. Er stellt das linke Bein hinter das rechte, senkt den Kopf und verneigt sich vor einem ausgestopften Uhu.

Syrah ist Ritter bei der Schlaraffia, einem Männerbund mit 261 Reichen weltweit, der 1859 in Prag gegründet wurde. Mitglied wird man nur durch Einladung. Rund 10.500 Schlaraffen sind registriert, sie erkennen sich an einer perlmuttweißen Stecknadel am Sakko.

Die Schlaraffen verbindet die Kunst, der Humor und das Schlaraffenlatein: „Wir essen nicht, wir laben, wir rauchen nicht, wir

schmauchen“, erklärt Ritter Syrah, im normalen Leben Journalist.

Die Schlaraffen singen, führen Zweikämpfe in Streitgesprächen oder lesen Gedichte. Ihre sogenannten Sippungen finden in Form eines Ritterspiels statt: Die

drei Herrlichkeiten bestimmen den Ablauf, wer sich nicht an die Regeln hält, landet im Burgverlies. Privates ist im Schlaraffenreich tabu. Oft wissen die Schlaraffen weder den Beruf noch den echten Namen des Gegenübers.

„Sobald wir die Burg betreten, sind wir alle gleich“, sagt Ritter Blanco der Kolbenreyter, der als Banker auch beruflich mit Geheimnissen zu tun hat.

In allen Reichen ist die Sprache Deutsch und das Ritual dasselbe,

Der Ernst muss draußen bleiben

Sie setzen sich bunte Hüte auf, singen Lieder in einer Fantasie-Sprache, grüßen sich mit „Lulu“ und verehren den Uhu. Im Alltag sind die Mitglieder des Männerbunds Schlaraffia Ärzte, Künstler, Manager oder Journalisten.

deshalb kann man überall mitspielen. Mit im Gepäck ist immer ein schwarzer Aktenkoffer mit den Hüten für die Zeremonien. Diese erinnern mehr an ein Theater als einen „Kulturverein“. Für viele ist es ein Ausbruch aus der Wirklichkeit, „aber keine Flucht“, fügt Ritter Syrah hinzu.

In Ried im Innkreis treffen sich von Oktober bis April jeden Freitag 20 bis 50 Männer beim Platzwirt. Von außen wirkt die Schlaraffenburg des Castellum Palustre wie eine Lagerhalle – einziges Erkennungszeichen ist eine Laterne mit einem Uhu über der Eingangstür.

Verena Oberauer und Michael Barthou

>> Soziale Netze

Pension 2.0: Im Alter spinnen

Ausflippen, chatten und chillen – netzwerken können nicht nur die Jungen.

Tor! 2:1 für Kapfenberg. Die 57-jährige Gerlinde Bernold hält nichts mehr auf ihrem Sitz im Fußballstadion. Sie klatscht, hüpfert und wirbelt den Fanschal in der Luft herum. Bravo – ein Sieg im letzten Heimspiel der Saison. Bernold ist eine der insgesamt neun „Golden Girls“. Seit zweieinhalb Jahren sind die Damen im Alter von 57 bis 82 Jahren eingefleischte Kapfenberg-Fans. Angefangen hat alles in ihrer Heimat Gufswerk, eine Autostunde entfernt. Die Kapfenberger waren dort auf Trainingslager. Die Freundschaft entstand, und die fußballbegeisterten Damen wurden in den Vereinsfarben eingekleidet. Bernolds T-Shirt ist voll mit Autogrammen der Kicker. Ihr Blick weicht nicht vom Spielfeld. Der Schiedsrichter pfeift. Handspiel. Das gibt eine gelbe Karte. Bernold kennt die Regeln.

Wie auch immer ältere Menschen mit Freunden Zeit verbringen – sie netzwerken wie die Jungen. Alfred Seipelt etwa kennt sich weniger bei Fußball, dafür mehr am Computer aus. Der 87-Jährige wohnt in einem Altersheim in Linz. Unter den Bewohnern findet er keinen einzigen ebenbürtigen Gesprächspartner – im Internet umso mehr. Sein Lebensmittelpunkt ist sein Computer, den er in der Früh ein- und erst am Abend wieder ausschaltet. Mit einem Stift schreiben kann er kaum noch, die Hände sind durch Arthrose verkrümmert. Erstaunlich flink flitzen Seipelts Finger über die Tastatur, als er Facebook aufruft. Als Seipelts Profil erscheint, blitzen 15 Freunde auf, darunter seine Kinder und Enkel, junge Damen und Ex-Schulkollegen. Der Pensionist setzt die Brille auf, um auf eine Nachricht zu antworten. Er drückt sich gewählt aus. Dem Trend, im Internet in einer verkürzten Sprache zu kommunizieren, ist er nicht gefolgt.

Im Gegensatz zu Seipelt unterhält sich die 72-jährige Willie Eppel lieber persönlich mit ihren



Bild: CHRISTIANE CANORI

Freunden, die um Jahrzehnte jünger sind als sie. Eppel wohnt als einzige Seniorin mit 13 Studenten in einer Wohngemeinschaft in Wien, die vor zwei Jahren von der "Österreichischen Jungarbeiterbewegung" gegründet wurde. Die Studenten erhalten pro Bereitschaftsdienst 40 Euro und können sich so die Miete von 250 Euro verdienen. Eppel ist nur selten in ihrem Zimmer anzutreffen. Wenn sie nicht gerade reist, wie zuletzt

für eine Studienreise nach Bosnien, kocht oder plaudert sie am liebsten mit ihren Mitbewohnern. Stimmengewirr und Klaviermusik erfüllen den gemeinsamen Wohnraum. Drei Freunde sitzen auf dem geblühten Sofa. Etwas abseits die „Seniorenecke“ mit Barocktisch. Eppel, die mit ihrem Kurzhaarschnitt jugendlich wirkt, ist nicht hier, sondern spielt am Piano, mit dem sie eingezeichnet ist. Die Kicker von Kapfenberg ha-

ben mittlerweile ihre Leiberl ausgezogen, das Spiel ist vorbei. Die „Golden Girls“ denken nicht ans Gehen. Jeder Spieler wird mit Beifall verabschiedet. Der Tormann-Trainer hüpfert auf die Tribüne. Die „Golden Girls“ müssen schließlich persönlich begrüßt werden – mit Bussi links und Bussi rechts. Im Stadion ist man eben eine Familie.

Willie Eppel in ihrer Wohngemeinschaft (kleines Foto, rechts).



Bild: ANDREAS PESSENLEHNER

Pfarrer in der Pubertät

Hans Spiegl bloggt – mit Witz und Blick über den Tellerrand.



Bild: H. P. ELLMER

Evangelischer Pfarrer, geschiedener Alleinerzieher, Podcaster – bis zu 3500 Menschen folgen Hans Spiegls „Tagebuch eines Pfarrers“ im Internet. Ein neuer Computer und ein wenig herumspielen haben ihn auf die Idee gebracht. „I hab' beim ersten Mal des Mikro vor mir g'habt und konnt' nicht mehr sprechen“, sagt der 50-Jährige. Heute sieht das anders aus: Nach fünf Jahren und über 1300 Folgen hat er die Lust am Erzählen nicht verloren. Auch wenn er nur über seinen Blog selbst sinniert.

„I bin so kindisch: I g'frei mi, dass' in da Fruah hell wird“, sagt der gebürtige Wiener mit aufblitzenden Augen. Seit 1988 wohnt und arbeitet er im Pfarrhaus in Bischofshofen. Die beiden Kinder sind außer Haus, die anstrengende Zeit als Alleinerzieher ist vorbei und plötzlich: Die größtmögliche Freiheit; die zweite Pubertät; vom Reagieren ins Agieren.

Durchhalten war seine persönliche Devise und durchhalten sei sowieso die Devise unserer Zeit. Spiegl nimmt sich kein Blatt vor den Mund und die Spannung zwischen Tief-sinnigem und Klamauk macht interessant. So folgt seiner Einschätzung der Politik, dass weitergewirtschaftet wird bis es kracht, die Pointe: „Des einzig' Wichtige is', dass ma immer Zigaretten daheim hat. Weil mit Zigaretten kann ma sich alles kaufen.“

Hans Peter Ellmer

Der Alkohol hält sie zusammen

Die Anonymen Alkoholiker sind auf der ganzen Welt vernetzt. Sie versammeln sich, um einander Halt zu geben.

INFO

Weltweit gibt es über 100.000 Gruppen der Anonymen Alkoholiker, die miteinander vernetzt sind. Sie bieten Ratschläge und ein Wiedergenesungsprogramm an. Das Grundprinzip ist: Du musst es selbst schaffen, aber nicht allein. Etwa 1,2 Millionen Österreicher sind alkoholgefährdet, 330.000 sind alkoholkrank – davon sterben 8000 jährlich an den Folgen.

Ursula sitzt mit verschränkten Beinen auf einer gemusterten Couch und zieht an einer Zigarette. Auf den ersten Blick macht die 62-Jährige einen vitalen Eindruck: Ihre Haut ist sonnengebräunt, ihr graues Haar glänzt. Im Nebenraum: angeregte Unterhaltung, die Tür geht ständig auf und zu, Männer und Frauen nehmen an einem Tisch Platz, Kaffee und Säfte stehen auf einem Tablett. Trotz der netten Atmosphäre müssen sich manche zum Herkommen zwingen. Denn Ursula und die anderen sind krank.

Anonymen Alkoholikern (AA) ist bewusst geworden, dass Alkohol für

sie ein Problem darstellt. Die Gemeinschaft existiert seit 76 Jahren. Der Leitfaden der AA basiert auf einem Zwölf-Schritte-Programm; die Betroffenen sollen mit Gedanken und Taten in ein zufriedenes Leben geführt werden. In Selbsthilfegruppen kann sich jeder mitteilen.

Es klingelt. Ursula hat heute Telefondienst. „Wahrscheinlich ist ein Angehöriger am Apparat“, murmelt sie. Seit zwölf Jahren ist sie „trocken“. Am Höhepunkt ihrer Sucht wollte sie sich zweimal das Leben nehmen. Damals hat sie Hilfe nicht annehmen können. In der Gruppe kann sie über ihre Situation reden – ohne dauernd zurecht-

gewiesen zu werden.

Immer mehr Angehörige holen sich Ratschläge von den AA. Vorwiegend telefonisch. Aber auch Alkoholiker, die sich noch nicht trauen, die Gemeinschaft aufzusuchen. Untereinander sind sie bestens vernetzt, jeder hat die Telefonnummer des anderen. Sie ermutigen zu Anrufen in kritischen Situationen rund um die Uhr. Jeder ist Therapeut.

Ursula hat das Gespräch beendet. Sie und ihre Kollegen hängen oft neue Ansichtskarten auf die Pinnwand hinter der Couch. Ursula zeigt auf eine Karte aus Barcelona. „Ich spreche zwar nicht spa-

nisch, aber ich kann überall Meetings besuchen und ich weiß, da bin ich daheim und unter meinesgleichen“.

Die Meetings laufen auf der ganzen Welt gleich ab und dauern einhalb bis zwei Stunden. Jeder Teilnehmer hat die Möglichkeit, zu einem vorgegebenen Thema zu sprechen, wobei keine Fragen gestellt werden.

Ursula selbst geht seit 15 Jahren zu den AA. Jahrelang hat sie ihre Krankheit verleugnet: „Am liebsten hätte ich es vor mir selber verheimlicht.“

Anita Pamperl und Michael Barthou

>> Netzlos



Robert Spittel lebte mit der ständigen Angst, entdeckt zu werden.

Bild: FLORIAN WÖRGÖTTER



QR-Code

Es ist ein Kinderspiel, den sogenannten Quick-Response-Code (QR-Code) auszulesen. Sie brauchen ein Smartphone mit Kamerafunktion und einen QR-Reader. Dieser wird für alle Handytypen gratis als App angeboten. Und so geht's: Starten Sie den QR-Reader, richten Sie die Kamera auf den QR-Code und lassen Sie sich überraschen, welche Informationen sich dahinter verstecken. Der QR-Code oben verweist auf den Online-Auftritt des Abschlussprojekts NEUN10 (kfj.at/Kolleg2011).

„Zu Hause hat nichts mit einer Wohnung zu tun“

Der 54-jährige Robert Spittel hat als Aussteiger in der Saalach-Au gelebt. Weil es einfacher sei, sich in ein Netzwerk einzufügen, wohnt er jetzt wieder in einem Zimmer.

Sie sind nach fast zwei Jahren in der Au zurückgekehrt und leben jetzt in einem Zimmer mit Internet. Waren Sie zu sehr auf sich alleine gestellt?

Ich habe schon immer ein Netzwerk gehabt, aber eben mein eigenes. Ich bin nicht krankensichert, habe keine Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld, auch wenn ich Anspruch darauf hätte. Die Leute kämpfen oft nicht mehr, wenn sie finanzielle Hilfe bekommen. Ich muss immer etwas machen.

Sie sind nicht versichert – ist das eine Art Protest gegen das gesellschaftliche Netzwerk?

Ich war früher schon einmal versichert, es ist nicht unbedingt ein Protest. Ich müsste aber zuerst auf das Sozialamt oder auf das Arbeitsamt gehen, um hinein zu kommen in dieses Netzwerk. Das will ich nicht.

Wie haben Sie in der Au gewohnt? Ich hatte ein gutes Zelt, einen dicken Schlafsack. Ich hatte einen Kocher, damit ich mir abends einen Eintopf machen konnte oder morgens einen Kaffee. Das Problem, das man auf der Straße aber immer hat, ist: Wohin mit den Sachen?

Was haben Sie den ganzen Tag gemacht? Kunstwerke geschaffen mit dem, was der Fluss angespült hat. Das war eine Art Beschäftigungstherapie für mich, damit ich nicht anfange, mit mir selbst zu reden, wenn ich lange alleine bin.

Würden Sie noch einmal zurück gehen? Ja, das ist immer möglich. Auch, dass ich in eine andere Stadt ziehe und wieder bei Null anfange.

Wie war der erste Tag in Ihrer neuen Wohnung? Haben Sie sich eingesperrt gefühlt?

Ja, mein Aktionsradius ist kleiner geworden. Da waren ein Schrank, ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Waschbecken drinnen. Ich habe

>> *Ich habe immer schon ein Netzwerk gehabt, aber eben mein eigenes.*

Robert Spittel

zuerst gedacht, dass ich jetzt viel machen kann – aber der Platz ist doch nicht da.

Fühlen Sie sich in der Wohnung zu Hause? Zu Hause hat nichts mit einer Wohnung zu tun. Das hat für mich

mit generellem Wohlbefinden und Sicherheit zu tun.

Ist man immer auf der Flucht, wenn man netzwerklos ist? Ja, das ist schon so. Wenn man abends vom Zeitungsverkaufen wiederkommt, weiß man nie, ob überhaupt noch was da ist vom Zuhause, vielleicht haben es Leute von der Stadt oder vom Naturschutz abgebaut und entsorgt.

Sie haben auch kein familiäres Netzwerk. Gibt es Menschen, die eine besondere Rolle in Ihrem Leben spielen? Dadurch, dass ich immer unterwegs war, sind meine Bezugsmenschen überall verteilt. Manchmal ist es schon schwierig, dass ich Menschen finde, mit denen ich persönliche Sachen berechnen kann.

Sind Sie eigentlich zufrieden mit ihrem Leben?

Ja, sehr.

Zu Robert Spittel

Robert Spittel ist 54 Jahre alt und Verkäufer der Straßenzeitung Apropos in Salzburg. Er wurde in Baden-Württemberg geboren und wuchs in einem Heim auf. Als er mit 18 Jahren auszog, hatte er keinen Schulabschluss und keinen Beruf. Das Lesen und Schreiben brachte er sich im Laufe seines Lebens selber bei. Er ging nach Berlin und lebte in einem besetzten Haus nach dem anderen. Robert Spittel ist immer unterwegs und hat bisher in 110 Ländern gelebt. Elf Jahre lang war er heroinabhängig und hat sich schließlich selbst „aus der Gasse herausgezogen“, ohne Netzwerk oder Therapie. Der Zeitungsverkäufer lebt, wie er leben möchte.

Eva Pittertschacher und Petra Tempfer

Einsiedler vergeblich gesucht

Einem Mann auf der Spur, der sich aus allen Netzwerken ausgeklinkt hat.

Sein Zuhause ist eine Felsnische, sein Badezimmer ein Bach: In einem Wald, etwa zehn Minuten vom Stadtrand Salzburgs entfernt, wohnt ein Mann. Seine Behausung liegt direkt an einem Wanderweg. Mit vier Holzlaten hat der Einsiedler seinen Wohnraum vom Weg abgegrenzt, in der Mitte des Platzes eine Feuerstelle mit Steinen eingerichtet. Daneben lehnt ein Holzbrett, auf dem ein Schlafsack liegt. Sein Bett wahrscheinlich. Kleider und Schu-

he sind überall verteilt, alte Kochtöpfe stehen herum, in denen verkrustete Erde klebt. Im rechten Teil der Nische ist ein Gestell aus Ästen; daran hängen ein Weihwasserkessel und ein Bild der Mutter Gottes. Der Mann, der hier lebt, muss religiös sein. Doch wer ist er? Wie lange wohnt er schon im Wald? Warum hat er sich aus allen Netzwerken ausgeklinkt?

Fragen, auf die NEUN10 Antworten suchte. Einige Redakteure sind stundenlang durch den Wald

marschiert – ausgestattet mit Taschenlampen und Bier, das sie mit dem Mann teilen wollten. Mal wanderten sie früh am Morgen, mal spät am Abend, am Wochenende und Wochentags. Doch das Phantom aus dem Wald war nicht auffindbar.

Dafür bemerkten die Redakteure jede Änderung in und rund um den Felsvorsprung: Ein weißer Kleiderbügel, der an einem Schild am Felsen gehangen hatte, war eines Tages verschwunden. Gulasch-

INFO

Ohne Versicherung

Etwa 100.000 Personen in Österreich sind nicht krankensichert, das sind rund zwei Prozent der Bevölkerung. Sie haben alle ein geringes Einkommen.



Bild: CHRISTLER

Konservendosen, Rotweinflaschen und zwei Partyhütchen lagen an einem Morgen in der Felsnische des Mannes herum. Eine weiße Decke, die auf einer Schautafel in der Nähe des Felsen gehangen hatte, steckte drei Tage später in einem Mülleimer.

Außerdem hörten die Redakteure viele Gerüchte – von Spaziergängern und Bewohnern des angren-

zenden Stadtteils: Der Einsiedler wohne schon seit vielen Jahren unter dem Felsvorsprung; wenn es in der Stadt etwas gratis zu essen gebe, komme er immer – aber er spreche nie; er habe weiße lange Haare und einen ebensolchen Bart. Die NEUN10-Redakteure hätten ihn gern getroffen, doch er ist ihnen durchs Netz geschlüpft.

Elisabeth Willi

